

Hauptbegriffe Qualitative Sozialforschung

Ralf Bohnsack · Winfried Marotzki · Michael Meuser
(Hrsg.)

Hauptbegriffe
Qualitative Sozialforschung

Ein Wörterbuch

Leske + Budrich, Opladen 2003

Inhalt

Vorwort	7	Fokussierungsmetapher.....	67
		Forschungswerkstatt	68
Darstellungskonventionen und Symbole	9	Gattungsanalyse	69
		Grounded Theory	70
Stichwörter	11	Gruppendiskussion	75
Abduktion	11	Gütekriterien	80
Aktionsforschung	14	Hermeneutik	83
Autobiografie	16	Hermeneutische Wissenssoziologie	85
Bildinterpretation	18	Inhaltsanalyse	89
Biografieforchung	22	Interaktion	91
Biografizität	25	Interpretatives Paradigma	92
Chicagoer Schule	26	Interview	94
Computerunterstützung in der qualitativen Forschung	29	Kleine soziale Lebens-Welten	99
Deutungsmusteranalyse	31 ^a	Komparative Analyse	100
Dichte Beschreibung	33	Konstruktivismus	102
Diskursanalyse	35 ^e	Konversationsanalyse	105
Dokumentarische Methode	40 ^e	Lebenskonstruktion	109
Erzählanalyse	45	Lebenslauf	109
Ethnografie	48 ^a	Lebenswelt	110
Ethnografische Semantik	52 ^a	Lebensweltliche Ethnografie	112
Ethnomethodologie	53	Leitfadeninterview	114
Evaluationsforschung	55	Massenmedien	114
Experteninterview	57 ^v	Medienanalyse	115
Fallanalyse in der sozialen Arbeit	59	Medienkommunikation	116
Fallrekonstruktion	60	Mimesis	117
Film- und Videoarbeit	62		

Gedruckt auf säurefreiem und altersbeständigem Papier.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist bei
Der Deutschen Bibliothek erhältlich

UTB-ISBN 3-8252-8226-0

ISBN 3-8100-3302-2

© 2003 Leske + Budrich, Opladen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Satz: Verlag Leske + Budrich
Einbandgestaltung: Atelier Reichert, Stuttgart
Druck: DruckPartner Rübemann, Hemsbach
Printed in Germany

Narratives Interview	120	Symbolischer Interaktionismus	148
Objektive Hermeneutik	123	Szenisches Verstehen	150
Online-Ethnografie	129	Teilnehmende Beobachtung	151
Oral History	130	Thematisches Interview	153
Orientierungsmuster	132	Theoretisches Sampling	154
Phänomenologie	133	Tiefenhermeneutik	156
Pragmatismus	135	Tiefeninterview	158
Praxeologische Wissenssoziologie	137	Transkription	159
Psychoanalyse	139	Triangulation	161
Rekonstruktive Sozialforschung ...	140	Typenbildung	162
Rhetorikanalyse	142	Zugzwänge des Erzählens	167
Semiotik	144	Literatur	169
		Autorenangaben	197

Vorwort

Im Bereich der qualitativen Sozialforschung haben wir es seit nunmehr einem Viertel Jahrhundert mit einer erstaunlich dynamischen und durch hohes Engagement getragenen Entwicklung zu tun. Obschon an den Universitäten – wenn wir uns an der Stellenausstattung orientieren – den qualitativen Methoden in der Lehre nach wie vor eine vergleichsweise marginale Stellung zugewiesen wird, können wir außergewöhnliche methodische Fortschritte verzeichnen – insbesondere aufgrund des zunehmenden Interesses in der jüngeren Generation.

Angesichts der Dynamik und Offenheit der Entwicklung in diesem Bereich mag es gewagt erscheinen, „Hauptbegriffe“ ausmachen zu wollen. Es hat sich jedoch – und dies konnte aufgrund unserer Erfahrungen mit der Arbeit an diesem Band bestätigt werden – ein Kanon methodischer Verfahrensweisen herausgebildet, der methodologisch gut begründet ist und dessen Grundbegriffe empirisch erprobt und theoretisch ausgearbeitet sind. Der Zugang über die Systematik von Begrifflichkeiten erscheint besonders geeignet, um denjenigen, für die das Terrain der qualitativen Methoden Neuland ist, einen strukturierten Überblick zu vermitteln.

Bei der Erstellung des Bandes sind wir folgenden Weg gegangen:

- Wir haben ausgewiesene Fachleute der unterschiedlichen und derzeit wichtigsten Richtungen, Strömungen, „Schulen“ oder Methodologien qualitativer Forschung gebeten, die zentralen Artikel zu verfassen. Die in diesen Artikeln von den Autor(inn)en selbst ins Zentrum gerückten Begriffe haben wir ergänzend in unsere Begriffsliste aufgenommen. Auf dieser Grundlage haben wir in einigen Fällen um zusätzliche kleinere Artikel gebeten.
- Kriterium für die Auswahl der Begriffe ist deren Bedeutung für die *Praxis* qualitativer Forschung. Entscheidend ist also primär deren Stellenwert innerhalb der mit der Forschungspraxis direkt verbundenen und z.T. aus ihr entwickelten *Methodiken* und *Verfahrensweisen* qualitativer Forschung und erst sekundär deren Stellenwert im Kanon von *Theorie*-Traditionen. Lediglich jene Theorie-Traditionen, die für die Entwicklung qualitativer Methodologien von paradigmatischer Bedeutung sind und auf die in den Artikeln immer wieder Bezug genommen wird, haben wir mit einigen ihrer zentralen Begriffe in unsere Liste aufgenommen und in manchen Fällen durch ausgewiesene Fachleute in eigenständigen Artikeln erläutern lassen.

Strauss (1967) unter dem Titel „discovery of grounded theory“ entworfen haben (→ Grounded Theory).

Die Bedeutung, welche die Wilsonsche Unterscheidung zweier Paradigmata für die Entwicklung der qualitativen Sozialforschung erlangt hat, ist vor allem in der katalysatorischen Wirkung zu sehen, die von dieser Unterscheidung ausgegangen ist. Der Begriff des interpretativen Paradigma fungierte gleichsam als Kampfbegriff, unter dessen Banner sich all diejenigen versammelten, denen daran gelegen war, die Dominanz der deduktiv-nomologischen Methodologie aufzubrechen. Auch wenn Wilson selbst das interpretative Paradigma nicht in eine exklusive Verbindung mit qualitativen Verfahren bringt, vielmehr ausdrücklich die Vereinbarkeit mit quantitativen Verfahren betont, sofern die damit gewonnenen Daten nicht als „abbildende Beschreibungen“ (Wilson 1973, S. 78) verstanden werden, ist zu konstatieren, dass die wissenschaftshistorische Bedeutung der Wilsonschen Unterscheidung genau darin liegt, die Entwicklung einer spezifisch qualitativen Forschungsmethodologie und die Identifikation interpretativer Soziologie mit dieser Methodologie (vgl. für einen Überblick Hitzler 2000; Hitzler/Honer 1997) entscheidend befördert zu haben. In dem Maße, in dem sich diese Methodologie hat etablieren können (vgl. Knoblauch 2000) und damit die Abgrenzungskämpfe geringer wurden, hat das Denken in paradigmatischen Gegensätzen an Gewicht verloren. Gegenwärtig ist jedenfalls mehr von → Triangulation als von Paradigmastreit die Rede (vgl. Kelle/Erzberger 1999).

Weiterführende Literatur

- Wilson, Thomas P. (1973): Theorien der Interaktion und Modelle soziologischer Erklärung. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit. Bd. 1. Reinbek, S. 54-79.
- Hitzler, Ronald (2000): Sinnrekonstruktion: Zum Stand der Diskussion (in) der deutschsprachigen interpretativen Soziologie. In: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie 26, S. 459-484.

Michael Meuser

Interpretengruppe → Forschungswerkstatt; → objektive Hermeneutik; → szenisches Verstehen; → Tiefenhermeneutik

Intersubjektive Nachvollziehbarkeit → Gütekriterien

Intersubjektivität/intersubjektive Bedeutung → dokumentarische Methode; → hermeneutische Wissenssoziologie; → Phänomenologie; → symbolischer Interaktionismus

Interview

„Die systematische Rekonstruktion des typischen Sinns typischer Handlungen in einer gegebenen Gesellschaft in einer bestimmten Epoche“ (Luckmann 1986, S. 196) ist das ‚wesentliche‘ Anliegen interpretativer Sozialforschung in der Tradition von Max Weber und Alfred Schütz. Voraussetzung für falsifizierbare (und damit verfahrenstechnisch kontrollierbare) Interpretation ist, dass sich der je subjektiv gemeinte

Sinn intersubjektiv typisierbar appäsentieren, dass er sich in irgendeiner Form von Daten objektivieren und ‚dokumentieren‘ lässt. Solche Objektivierungen findet der Forscher zum Teil bereits vor, als sogenannte ‚natürliche‘ Daten, z.B. in Form schriftlicher Äußerungen (jedweder Art), aber auch in Form sonstiger Artefakte (wie unbewegten und bewegten Bildern und allen möglichen Gegenständen). Auch nicht vom Forscher initiierte mündliche Äußerungen (z.B. Gespräche, Diskussionen, Reden) gehören zu den sogenannten ‚natürlichen‘ Daten. Zumindest solche Forschungsinteressen, die sich nicht anhand ‚natürlicher‘ Daten befriedigen lassen, erfordern jedoch auch in der interpretativen Sozialforschung künstliche, also vom Forscher selber hergestellte oder von ihm initiierte ‚Dokumentationen‘. Dazu gehören neben Beobachtungsprotokollen im weitesten Sinne auch Aufzeichnungen, d.h. im interpretativen Regelfall: → Transkriptionen (und Vercodungen) von Interviews (jedweder Art).

Mit dem Interview (in jeder Form) erheben wir Daten, die das Produkt verbaler Kommunikation sind, in welcher Aspekte von Wirklichkeit in der Regel nicht registriert, sondern *rekonstruiert* werden (vgl. Bergmann 1985). Das Interview ist typischerweise dadurch motiviert, dass einer der Beteiligten versucht, beim anderen Äußerungen über etwas hervorzulocken, das in der Interviewsituation selbst (so) *nicht* präsent ist; d.h.: *durch* den anderen etwas Bestimmtes in Erfahrung zu bringen; in der Regel eben etwas, das schon vergangen ist, das also – durch das Interviewen – re-präsentiert werden muss, ohne dass anhand des Interviews mit Sicherheit geklärt werden könnte, wie *genau* die ursprüngliche Situation dabei gewusst, und wie genau dieses Wissen wiederum verbalisiert wird bzw. werden kann.

Das Interview ist eine Form des verbalen Kommunizierens, in welcher – per Definition – grundsätzlich *dem Interviewten* die Aufgabe zukommt, *aktiv* Ereignisse, Erfahrungen, Handlungen und Wissen zu rekonstruieren. Folglich geht der Forscher bereits bei der *Auswahl* der zu Befragenden – mehr oder weniger ‚naiv‘, also mehr oder weniger verfahrenstechnisch armiert – davon aus, dass sie zum jeweiligen Thema in einer für das gegebene Forschungsinteresse relevanten Beziehung stehen. Diese Feststellung gilt auch für die standardisierte Massenbefragung: Hier besteht die relevante Beziehung der ausgewählten Interviewpartner zum Forschungsthema eben in ihren repräsentativen Qualitäten in Relation zur Stichprobenkonstruktion. Diese Feststellung gilt aber natürlich vor allem für das nichtstandardisierte („qualitative“) Interview, bei dem die Interviewpartner typischerweise *nicht* unter Aspekten statistischer *Repräsentativität*, sondern im Hinblick auf ihre – zunächst unterstellte, im Untersuchungsverlauf dann theoretisch begründete bzw. zu begründende – perspektivische *Typik* ausgewählt werden: Die Unterstellung perspektivischer Typik bei potenziellen Gesprächspartnern erfolgt z.B. im Hinblick auf *Kompetenz*-Kriterien (etwa aufgrund von Ausbildung, Funktion, Position usw.), oder aufgrund der (stets bis auf weiteres gemachten, also prinzipiell reversiblen) Annahme, dass sie über direkte, persönliche, ‚spezielle‘ Erfahrungen zu einem in Frage stehenden Thema verfügen, oder eben aufgrund anderer spezifischer ‚Erwartungen‘ des Interviewers über sie und/oder an sie.

Das Interview lässt sich somit beschreiben als zwar grundsätzlich *asymmetrische* Kommunikationsform, die aber gleichwohl immer von *beiden* Beteiligten gemeinsam hergestellt und unterhalten wird, weil z.B. *beide* nicht umhin können, während der Interviewsituation herauszufinden, was der jeweils andere ‚eigentlich

will' (was seine tatsächlichen Interessen sind, wie er die Situation sieht, wie er sein Gegenüber einschätzt, usw. – vgl. dazu auch Denzin 1978, S. 130f). In dieser Hinsicht ähnelt das Interview also durchaus dem Alltagsgespräch.

Da die meisten Menschen (in Gesellschaften wie der unseren) – und ganz in diesem konsensuellen Horizont stehen typischerweise auch ‚konventionell‘ arbeitende Sozialforscher – das Interview jedoch als Kommunikationsform mit einem (mehr oder weniger eindeutig) *einseitigen* Frage(n)-Antwort(en)-Schema begreifen, tendieren sie (nun eben *anders* als in Alltagsgesprächen) dazu, auch dann ihre anfänglichen Äußerungen überblicksartig kurz zu halten, wenn man als explorativer (nichtstandardisierter) Interviewer zu verdeutlichen versucht, dass sich das (Informations-)Interesse auf Erzählungen über persönliche Erfahrungen und/oder darauf richtet, was dem Interviewten ‚von sich aus‘ als mitteilenswert erscheint, während sich Nach-Fragen folglich allenfalls im Gesprächsverlauf selber entwickeln könnten. Die mit solchen ‚offenen‘ Gesprächsführungstechniken (vgl. Kohli 1978b; Flick 1995) nicht selten einhergehenden (anfänglichen) Irritationen der Interviewpartner lassen sich allerdings (erfahrungsgemäß – vgl. auch Hermanns 2000) zumeist wieder über eine Entdramatisierung, eine Veralltäglichere Situation des Miteinander-Redens auffangen und abbauen.

Diese Entdramatisierung bzw. ‚Normalisierung‘ kann z.B. dadurch geschehen, dass der Forscher selber – in dem Maße und in der Weise, wie es den im jeweiligen Kontext kulturell üblichen Gewohnheiten des Miteinander-Redens entspricht, also wie es nach Kriterien ‚hier‘ gültiger bzw. ‚normaler‘ alltäglicher Kommunikationskompetenz sequenziell angebracht erscheint – auch *sein* problemspezifisches Wissen und *seine* thematischen Interessen artikuliert. Denn ein ‚normales‘ Gespräch ist (formal) ja dadurch gekennzeichnet, dass *jeder* Beteiligte sowohl den Part des Sprechers als auch den des Hörers übernimmt. Eben dadurch, dass auch der Interviewer ‚etwas zum Besten‘ gibt, dass er Fragen, Nachfragen, Be- und Anmerkungen, deutliche Zustimmung, kleine Geschichten, ja sogar gelegentlich (verhaltenen) Widerspruch formuliert, dass er sein sachliches Engagement bekundet und sich als lern- und wissbegierig zeigt, *stimuliert* er also sein Gegenüber, ‚aus sich herauszugehen‘, seine ‚Sicht der Dinge‘ zu explizieren und – nicht zuletzt – sich für weitere Kontakte zu interessieren und sich ggf. auch auf ‚ungewöhnlichere‘ Arten des Miteinander-Redens einzulassen. D.h., der Zweck des quasi-natürlichen Miteinander-Redens im Rahmen eines (explorativen) Interviews besteht unter anderem darin, Interaktionsbarrieren, wie sie zwischen einander ‚fremden‘ Personen symptomatisch sind, abzubauen und so die (trotz der kulturell durchgesetzten lutheranisch-freudianschen Tradition der Gewissenserforschung – vgl. Soeffner 1992b) nach wie vor relativ außergewöhnliche Kommunikationssituation des Interviews zu veralltäglichen. Auch bzw. gerade diese Veralltäglichere dient aber technisch gesehen – selbstverständlich – dem Zweck, vor allem den Interviewten zur Darstellung und Erörterung *seiner* Sicht der anstehenden Thematik anzuregen.

Erst die ‚registrierende Konservierung‘ (Bergmann 1985) mittels moderner Aufzeichnungstechniken und elaborierter Notationssysteme (vgl. Deppermann 1999), durch welche Gespräche *so* transkribiert werden können (→ Transkription), dass der entstehende Text dem tatsächlichen Interview-Verlauf hinlänglich entspricht bzw. wenigstens ‚gerecht‘ wird, ermöglicht es, auch die kommunikativen, vor allem

sprachlichen Erfahrungs- und Handlungsrekonstruktionen kontrolliert zu analysieren und strukturell zu beschreiben (vgl. Luckmann 1986). Wodurch es eben erst möglich wird, kontrolliert die hermeneutische Forderung einzulösen, nicht nur das (alltägliche) Verstehen, sondern auch das ‚Verstehen des Verstehens‘ (vgl. Soeffner/Hitzler 1993) zu explizieren – z.B. indem Erzählstrukturen (Schütze 1984), Regeln konversationellen Handelns (Eberle 1997; Drew/Heritage 1992; Silverman 2000) und kommunikative Formen und Gattungen (Günthner/Knoblauch 1997; Bergmann/Luckmann 1999) (→ Gattungsanalyse) entdeckt und rekonstruiert werden.

Der rekonstruktive Charakter der Kommunikationsform ‚Interview‘ lenkt also den Blick zum einen auf die ‚lokale Re-Produktion‘ von Sinn und Bedeutung, zum anderen aber auch auf die Grenzen des sinnvollen (d.h. hier: des dem je gegebenen Erkenntnisinteresse adäquaten) Einsatzes von Interviews. Denn das Interview ist keineswegs im Hinblick auf *alle* Fragestellungen der ‚Königsweg‘ qualitativer Sozialforschung. Im Gegenteil, gegenüber einer Reihe von im Hinblick auf genaue Analysen sozialen Handelns hochrelevanten Erkenntnisinteressen zeitigt es typischerweise defizitäre bzw. irreführende Resultate: vor allem im Hinblick auf habitualisierte Fertigkeiten und Fähigkeiten, auf nicht-sprachliche Vollzugsroutinen, auf nonverbale Zeichensysteme, auf nicht sprachlich vor-typisierte Handlungsweisen und auf alltägliche (institutionalisierte oder nichtinstitutionalisierte) Handlungsabfolgen in situ. Zumindest zur Rekonstruktion thematisch aussonderbarer, sprachlich explizierbarer Wissensbestände – seien sie nun biografiespezifisch (→ Biografieforschung) (Gubrium/Holstein/Buckholdt 1994; Wallace 1994; Meuser 1998; Bohnsack/Marotzki 1998), berufsbezogen oder aufgrund eines anderen Sinnzusammenhangs (Knoblauch 1999; Schnettler 1999; Hitzler/Bucher/Niederbacher 2001) fokussierbar – erscheint das Interview hingegen doch als effektivstes und effizientestes Erhebungsinstrument unter den in der Sozialforschung (bislang) verfügbaren Verfahren.

Gegenüber standardisierten Befragungstechniken besteht das Grundprinzip nichtstandardisierter Interviewführung eben darin, so wenig direktiv wie irgend möglich zu verfahren, d.h. den Interviewten seine eigenen Relevanzen entwickeln und formulieren zu lassen. Allerdings hängt das tatsächliche Maß an Affirmation und Direktivität wiederum ab vom jeweiligen Forschungsinteresse. Grundsätzlich aber ist im Design des nichtstandardisierten Interviews das, was *die Befragten* selber als Rekonstruktionen ihrer thematisch einschlägigen Wissensbestände anbieten, von besonderer Wichtigkeit. Denn was ihm, dem Rekonstrukteur ‚ersten Grades‘ (vgl. Schütz 1971b), selber je thematisch relevant ist, das hängt zum einen ab von den Zufälligkeiten der Interaktionssituation ‚Interview‘, und das verweist zum anderen ebenso auf seine biografisch, in mannigfaltigen Prozessen der Erlebens- und Erfahrungsverarbeitung gewachsenen Relevanzen: „Themen (sind) sowohl Komponenten der Rekonstruktion des Ereignisses im Interview als auch, in ihrer *Bedeutung*, Komponenten des rekonstruierten Ereignisses“ (Luckmann 1988, S. 27).

Demgegenüber wird beim standardisierten Interview dem Befragten nicht nur ein externes Relevanzsystem auferlegt, darüber hinaus wird durch die schematische Protokollierung auch ein gegenüber den fragebezogenen Gedankengängen des Interviewten künstlicher, d.h. vielfach gefilterter und (um-)interpretierter Text produziert, noch bevor überhaupt das beginnt, was im Rahmen dieser Erhebungstechnik als ‚Datenauswertung‘ zur Kenntnis genommen wird: „The subjective adequacy of the quasi-

objective data is thereby lost, no matter what pretesting tricks one employs“ (Luckmann 1999, S. 398). Beim nichtstandardisierten Interview hingegen wird eben versucht, die Konstellation aus Fragendem und Antwortendem in Annäherung an die alltägliche Kommunikationssituation des Gesprächs zu ‚entdramatisieren‘ dadurch, dass der Gesprächsverlauf interaktiv, sozusagen ‚Schritt für Schritt‘ entwickelt und das, was seinem Gesprächspartner wichtig ist, vom Forscher auch – ‚bis auf weiteres‘, also zumindest bis zur (grundsätzlich nur *jenseits* der Interviewsituation möglichen) interpretativen Gegenentscheidung – als wichtig angesehen und behandelt wird.

Zu betonen bleibt für alle Sozialforschung in explorativ-interpretativer Absicht somit einmal mehr die generelle *interaktive* Struktur des Interviews und die daraus resultierende Forderung nach *situativer* Flexibilität beim Interviewen. Gerade in der beim ‚offenen‘ Interview systematisch angelegten Möglichkeit, als kompetenter Interviewer sozusagen ‚bei Bedarf‘ zu wechseln zwischen dem Part des interessierten, aber relativ schweigsamen Zuhörers, dem des involvierten, engagierten Gesprächspartners und dem des ‚lästigen‘ Nach- und Rück-Fragers – und dadurch auch für den Forscher selber *vorab* unvermutete Informationskanäle und Erkenntniswege zu öffnen –, sehe ich eine der wesentlichsten Stärken nichtstandardisierter Interviews gegenüber standardisierten Befragungsformen.

Gleichwohl sind auch ‚offene‘ Interviewformen im Rahmen explorativ-interpretativer Forschungsdesigns typischerweise (eher) ‚kompensatorische‘ Erhebungsinstrumente, die überall dort zur Datengenerierung nützlich sind, wo es nicht bzw. im Hinblick auf das je gegebene Erkenntnisinteresse unzulänglich gelingt, ‚natürliche‘ Daten zu gewinnen bzw. durch eigene (unmittelbare) Erfahrung Kenntnisse und Kompetenzen im Hinblick auf das Forschungsthema zu erlangen. Trotz des unvermeidlichen Anschauungs- und Erfahrungsverlustes gegenüber etwa beobachtender Teilnahme bieten nichtstandardisierte Interviews gegenüber standardisierten Befragungsdesigns aber immer noch (weit) bessere Chancen, die Perspektiven und Relevanzen der Gesprächspartner wenigstens mittelbar (d.h. näherungsweise und typisch) zu erfassen.

Allerdings liegt auch das über nichtstandardisierte Interviews rekonstruierbare Wissen nicht einfach im Gesagten bzw. Transkribierten ‚platt zutage‘. Es steckt vielmehr – zum kleineren Teil explizit, zum größeren Teil implizit – zwar nicht unbedingt ‚zwischen den Zeilen‘ des transkribierten Textes, aber doch wesentlich in den Konnotationen des Ausdrücklichen, denn: „Motive sind verständliche und feststellbare Gründe des Dafürhaltens, Ursachen dagegen haben nicht die Verständlichkeit von Gründen: es handelt sich um Leidenschaften, Vorurteile, Gewohnheiten und auch um Zwang, der von sozialen Umständen ausgeht“ (Schütz/Luckmann 1979, S. 226). Und da wir – erkenntnistheoretisch gesprochen – davon auszugehen haben, dass das, was wir als ‚Wirklichkeit‘ betrachten, nichts anderes sein kann als ein Wissensphänomen, besteht die Kunst bei der *Auswertung* (bzw. Auslegung) von Interviews (wie auch von anderen Texten) nun grundsätzlich darin, strukturelle Unterschiede im ‚Haben‘, in der kognitiven Verfügbarkeit und kommunikativen Explikationsfähigkeit verschiedener Elemente und Arten von Wissen, zu erkennen und interpretativ zu berücksichtigen.

Weiterführende Literatur

- Gubrium, Jaber/Holstein, James A. (1997): *The New Language of Qualitative Method*. New York.
- Silverman, David (2001): *Interpreting Qualitative Data. Methods for Analysing Talk, Text and Interaction*. London, Thousand Oaks, New Delhi.
- Werner, Oswald/Schoepfle, G. Mark (1987): *Systematic Fieldwork*. 2 Bde. Newbury Park, London, New Delhi.

Anne Honer

Investigator- (Forscher-) Triangulation → Triangulation

Irritation → szenisches Verstehen; → Tiefenhermeneutik

Kleine soziale Lebens-Welten

Der von Benita Luckmann (1978) in die Fachdiskussion gebrachte Begriff „kleine soziale Lebens-Welten“ bezeichnet in sich strukturierte *Fragmente* der → Lebenswelt, innerhalb derer Erfahrungen in Relation zu einem speziellen, verbindlich bereitgestellten intersubjektiven Wissensvorrat statthaben. Kleine soziale Lebens-Welten sind die Korrelate des subjektiven Erlebens der Wirklichkeit in Teil- bzw. Teilzeit-Kulturen. ‚Klein‘ sind solche Welten also nicht etwa deshalb, weil sie grundsätzlich nur kleine Räume betreffen oder nur aus wenigen Teilhabern bestünden. Als ‚klein‘ bezeichnet werden kleine soziale Lebens-Welten vielmehr deshalb, weil in ihnen die Komplexität *möglicher* Relevanzen reduziert ist auf *bestimmte*, thematisch begrenzte Relevanzsysteme. ‚Sozial‘ werden kleine soziale Lebens-Welten deshalb genannt, weil diese Relevanzsysteme intersubjektiv verbindlich sind für gelingende Partizipationen (vgl. Hitzler/Honer 1988).

Partizipationen an zwar subjektzentrierten aber eben auch grundsätzlich intersubjektiv bedeutsamen kleinen Lebens-Welten erfolgen dementsprechend typischerweise unter Verwendung sozial vorgegebener und (nur) jeweils ‚hier‘ gültiger Deutungsschemata. Die Möglichkeiten subjektiv ‚willkürlicher‘ Sinnsetzungen sind auf das Maß des mit den vom Teilhabenden internalisierten Zwecken Verträglichen eingeschränkt. Das in diesen Teil-Welten sozial je anerkannte Wissen erscheint ihm mit den „Konturen des Selbstverständlichen“ (Schütz/Luckmann 1979, S. 219-223): Die Gemeinsamkeit von Interessen vermittelt den Teilhabern mehr oder minder stabile Gewissheiten von ‚Normalität‘ und ‚Nicht-Normalität‘ (wobei sich aber zugleich ständig allgemeinere und individuelle Relevanzen wechselseitig verschränken). Normalität heißt hier allerdings Normalität einer *besonderen* Perspektive; Geltung heißt hier Geltung für einen *bestimmten* Kontext; Typik heißt hier Typik einer *begrenzten* Erfahrung.

In kleinen sozialen Lebens-Welten darf der Teilhabende folglich gerade das erwarten, was aufgrund der Pluralität der Perspektiven für die alltägliche Lebenswelt des modernen Menschen insgesamt problematisch geworden ist, nämlich: dass zumindest diese Ausschnitte aus der Welt von den Teilhabern typischerweise ähnlich erfahren werden, dass ihre Standpunkte vertauschbar sind, dass ihre ‚internen‘ Rele-

– der mittelalterliche Lebenszyklus, der frühneuzeitliche Lebensbogen (auch die auf- und absteigende „Lebensstreppe“) und die moderne Karrierelinie (vgl. Schuller 1996) – verraten die Abhängigkeit der jeweils dominanten Lebenslaufkonzepte von den historisch-gesellschaftlichen Konstellationen.

Im Zuge des Modernisierungsprozesses unterliegt das Lebenslaufregime einem zunehmenden Normalisierungsdruck. Mit der funktionalen Ausdifferenzierung institutioneller Rahmenbedingungen – etwa des Bildungs- und Qualifikationssystems, des Erwerbssystems und des Rentensystems – entsteht ein sozial standardisiertes Erwartungsmuster, eine Art institutionalisiertes „Regelsystem“ *Lebenslauf* (Kohli 1985): Schuleintritt, Beginn der Berufsausbildung, die Familiengründung, das Ausscheiden aus dem Berufsleben werden zu scheinbar selbstverständlichen Markierern der Lebensspanne. „Der Modernisierungsprozess ist ein Übergang von einem Muster der *Zufälligkeit der Lebensereignisse* zu einem Muster des *vorhersagbaren Lebenslaufs*.“ (ebd., 22f.)

Freilich, diese zunächst plausible Beobachtung erweist sich als heimliche Idealisierung. Die Normalisierungsthese hat einen deutlichen Gender-Bias. Die historische Demografieforschung belegt, dass zumal weibliche Lebensläufe anderen „Logiken“ unterworfen sind (stellvertretend Hareven 1982). Vollends zeigt der Individualisierungsdiskurs (Beck 1986, S. 205ff.), dass die Vorhersagbarkeit spätmoderner Lebensläufe drastisch abgenommen hat. „Patchwork“, „Puzzle“ und „Bastelexistenz“ sind die aktuellen Metaphern für zeitgenössische Lebensläufe (Keupp 1988; Hitzler/Honer 1994). Die „Institution“ *Lebenslauf* jedenfalls erscheint in Auflösung begriffen.

Peter Alheit

Lebenswelt

Dieser Begriff wie er – im Anschluss an Edmund Husserl (1954) – in der Mundanphänomenologie (→ Phänomenologie) als Korrelat subjektiver Bewusstseinsleistungen entwickelt worden ist (vgl. dazu Luckmann 1990), meint das Insgesamt subsinnweltlicher Wirklichkeitsbereiche. Jede dieser Subsinnwelten resultiert aus und ist geprägt von spezifischen Relevanzstrukturen, von bestimmten Zuwendungen zum eigenen Erleben, von speziellen Erfahrungsstilen und Bewusstseinsspannungen (vgl. dazu Schütz 1971c). ‚Lebenswelt‘ bezeichnet die ‚primordiale Sphäre‘, den selbstverständlichen, ‚unbefragten‘ Boden sowohl jeglichen alltäglichen Handelns als auch jeden Träumens, Phantasierens und Theoretisierens. Keineswegs also geht die Lebenswelt in der Alltagswelt auf (wie das in den Sozialwissenschaften mitunter fälschlich angenommen wird). Die Alltagswelt ist vielmehr ‚lediglich‘ der aus pragmatischen Gründen gegenüber den subsinnweltlichen ‚Domänen‘ des Traums, der Phantasie(en) und der Theorie ‚ausgezeichnete‘ Wirklichkeitsbereich der Lebenswelt: jener Wirklichkeitsbereich, der sich in der sogenannten relativ-natürlichen Einstellung räumlich, zeitlich und sozial aufschichtet – gegliedert nach je subjektiven, biografisch sich konstituierenden Relevanzstrukturen. Die Lebens-

welt setzt sich zusammen aus aktuellem Erleben und aus Ablagerungen früheren Erlebens sowie aus mehr oder minder genauen Erwartungen zukünftig möglicher Erlebnisse. Sein konkretes Hier-und-Jetzt, seine gegenwärtige Situation, ist mithin für jeden Menschen das Zentrum *seiner* Lebenswelt.

Die Orientierung in der Lebenswelt erfolgt im Rekurs auf einen ‚typologisch‘ strukturierten, *subjektiven* Wissensvorrat, welcher wiederum in einer komplexen Beziehung steht zu ebenfalls typologisch angelegten *gesellschaftlichen* Wissensvorräten (vgl. hierzu Schütz/Luckmann 1979, S. 133ff.): Der *subjektive* Wissensvorrat eines Menschen setzt sich strukturell (d.h.: *jedem* konkreten Wissensbestand innewohnend) zusammen aus *Grundelementen des Wissens*, die jeder Erfahrung mitgegeben sind, und die die Begrenztheit der Situation und die unumstößlichen Bedingungen subjektiver Erfahrungen betreffen; aus *Routinewissen*, das anknüpft an die Grundelemente und sich weder gegen diese noch im Hinblick auf seine verschiedenen Bestandteile klar abgrenzen lässt, das ‚beiläufig‘ angewandt werden kann und von einer ständigen aber marginalen Relevanz ist; sowie aus *explizitem Wissen*, dessen Elemente nach Kriterien der Vertrautheit, der Bestimmtheit und der Glaubwürdigkeit ‚dimensioniert‘ sind, und das in der Regel eben auch *als Wissen* gewusst wird. Außerdem verfügt jeder Mensch über *potentielles Wissen*, das sich auf Elemente des expliziten Wissens und des Routinewissens, im Normalfall aber *nicht* auf Grundelemente des Wissens beziehen kann, und das sich differenzieren lässt in ‚wiederherstellbares‘, weil (irgendwie) verlorengegangenes oder von anderem verdecktes Wissen einerseits, und in ‚erlangbares‘, weil noch nie im Wissensvorrat vorhanden gewesenes, Wissen andererseits (Genauerer zu diesen Bestimmungen auch in Honer 1999).

Aus den wissensgeleiteten Grundformen *sozialen* Handelns baut sich, über mannigfaltige Institutionalisierungsvorgänge, der komplexe Bereich menschlicher Praxis auf, der auf erfahrbare und nur bedingt überschreitbare Grenzen stößt: Erfahrungen sind immer auch – ‚kleine‘, ‚mittlere‘ oder ‚große‘ – *Transzendenz-Erfahrungen* (vgl. Schütz/Luckmann 1984, S. 139ff.). Und Transzendenz-Erfahrungen wirken umgekehrt auf die subjektive, intersubjektive und soziale Praxis zurück: Diese Praxis ist – unumgänglich – eine *interpretative*, eine Zeichen und Symbole deutende, wesentlich *kommunikative* (und hierin insbesondere sprachlich verfasste) Praxis (vgl. dazu Luckmann 1980b, 1989). Das bedeutet auch, dass die Lebenswelt eines jeden Menschen grundsätzlich zu jedem Zeitpunkt (weit) mehr *Erfahrungsmöglichkeiten* birgt, als das Subjekt tatsächlich thematisch realisieren kann. Jeder Mensch *wählt* deshalb ständig und zwangsläufig unter den ihm jederzeit prinzipiell möglichen Erfahrungen. Dass unsere Erfahrungen folglich unweigerlich das Ergebnis von Auswahlvorgängen sind, wird uns im allgemeinen aber nicht zum Thema, weil wir unentwegt damit beschäftigt sind, unser tatsächliches Erleben sinnhaft zu vervollständigen, bzw., anders ausgedrückt: jede je ausgewählte Erfahrung qua Apperzeptionen und Appräsentationen gestalthaft zu ‚kompletieren‘ (vgl. Schütz/Luckmann 1979, S. 178ff.). Dieses Erleben kann natürlich gegenüber dem ‚objektiven‘ Sachverhalt ‚täuschen‘ (vgl. dazu das sogenannte Carneades-Beispiel in Schütz/Luckmann 1979, S. 224ff.). Aber auch dann bestimmt es *objektiv* unser Handeln, denn unser *Erleben* ist maßgeblich für unsere Situationsdefinition, und eben nicht ein ‚objektiver‘ Sachverhalt (vgl. Thomas 1978).

Nicht nur ist unser Bewusstsein notwendigerweise Bewusstsein ‚von etwas‘, dieses Etwas, die jeweilige Entsprechung unserer Erfahrung ist auch – zumindest in der alltäglichen Erfahrung – *sinnhaft* (vgl. dazu Schütz 1974). Im Rückgriff auf diese Sinnhaftigkeit von Erfahrungen differenzieren wir, entsprechend unseren je subjektiven Relevanzen, zwischen Wichtigem und Unwichtigem, zwischen Beliebigem und Nichtbeliebigem. Diese Sinnhaftigkeit kann ausgesprochen situationspezifisch und kurzlebig, sie kann aber auch (fast) völlig situationsunabhängig und dauerhaft sein. Sie kann rein subjektiv, sie kann aber auch (in einem jeweils zu bestimmenden Ausmaß) sozial ‚gelten‘. Denn zwar lebt, genau genommen, jeder Mensch in seiner eigenen (Lebens-)Welt, als dem Insgesamt *seines* konkreten Erlebensraumes. Aber alle Konkretionen lebensweltlicher Strukturen sind auch intersubjektiv geprägt. Das heißt dass wir – nicht nur, aber vor allem – zur Bewältigung unseres ganz normalen Alltagslebens augenscheinlich über eine große Anzahl gemeinsamer Deutungsschemata verfügen bzw. dass sich unsere je subjektiven Relevanzsysteme vielfach überschneiden.

Soziale Geltung von Sinnzuweisungen resultiert also aus der Annahme, dass andere Menschen die Dinge ‚im wesentlichen‘ gleich sehen, bzw. dass sie sie zumindest gleich sehen *können*. Da wir diese Annahme im Alltag ganz selbstverständlich machen, während es uns zugleich ebenso selbstverständlich erscheint, dass jeder Mensch seinen spezifischen Standpunkt, seine individuelle Sicht und seine je eigenen Interessen hat, spricht Schütz (z.B. 1971b, S. 12ff.) von einer *Idealisierung der Reziprozität der Perspektiven*. ‚Reziprozität‘ meint dabei zum einen die Annahme, man könne die jeweiligen Standpunkte vertauschen, und zum anderen die Annahme, dass, solange sich keine schwerwiegenden Widersprüche ergeben, die jeweiligen Relevanzsysteme hinlänglich kongruent, d.h., dass mögliche Perspektivendifferenzen für die je aktuellen Absichten unwichtig sind: Wir glauben (fraglos), „dass die Gegenstände der äußeren Umwelt für (unsere) Mitmenschen prinzipiell die gleichen sind wie für mich“ (Schütz/Luckmann 1979, S. 26). Aufgrund dieser Idealisierung tun wir alle also im Alltag (mehr oder weniger) so, als ob die Unterschiede der jeweiligen subjektiven Sicht der Welt irrelevant seien. Und dieses ‚als ob‘ genügt normalerweise offensichtlich, damit der ganz normale Alltag auch hinlänglich normal ‚funktioniert‘.

Weiterführende Literatur:

- Husserl, Edmund (1986): Phänomenologie der Lebenswelt (hgg. von Klaus Held). Stuttgart.
 Luckmann, Thomas (1983): Life-World and Social Realities. London et al.
 Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (1979 und 1984): Strukturen der Lebenswelt. Band 1 und 2. Frankfurt a.M.

Anne Honer

Lebensweltliche Ethnografie

Soziologische Lebensweltanalyse, die aus der – paradoxen – Idee resultiert, die Welt *methodisch* durch die Augen eines ‚personalen Typs‘ (irgend-)einer Norma-

lität hindurchsehend zu rekonstruieren, muss, will sie nicht in die Untiefen einer empiriefernern ‚Bilderbuch-Phänomenologie‘ abgleiten, integriert sein in ein methodenplurales, triangulatives *ethnografisches* Forschungskonzept (→ Ethnografie, → Triangulation) (vgl. methodologisch: Hitzler 1999b; methodisch: Honer, z.B. 1993a, 1994; material: Knoblauch, z.B. 1991a, 1995). Auch das Forschungskonzept lebensweltanalytischer Ethnografie impliziert einerseits also grundsätzlich eine quasi-ethnologische Gesinnung des Soziologen gegenüber ‚fremden‘ Kulturfeldern in seiner nächsten Nähe, d.h. die Bereitschaft, soziale Praktiken in den mannigfaltigen Sinnwelten moderner Gesellschaften so ‚unverwandt‘ anzuschauen, als ginge es dabei um ‚exotische‘ Sitten, Gebräuche und Weltanschauungen. Andererseits aber stellt sie sich sozusagen methodisch-emprisch dem erkenntnistheoretischen Problem, wie es gelingen kann, den subjektiv gemeinten *Sinn* des subjektiven Erlebens eines ‚alter ego‘ einigermaßen adäquat zu *verstehen*, obwohl dieser eben prinzipiell ungewiss und nur über die Interpretation von Appräsentationen ‚typisch‘ rekonstruierbar ist.

Das heißt, das, was die *lebensweltanalytische* Ethnografie kennzeichnet, ist, konsequent betrachtet, ein ‚sisyphoides‘ Unterfangen (wobei wir uns Sisyphos dabei allerdings, mit Albert Camus, als einen *glücklichen* Menschen vorstellen müssen): Lebensweltanalytische Ethnografie zu treiben, deren wesentliche ‚besondere‘ Technik die (von der → teilnehmenden Beobachtung zu unterscheidende) *beobachtende Teilhabe* ist, bedeutet, sich – *neben bzw. zusätzlich* zu den üblichen Verfahren ethnografischer Datenerhebung – in das je zu untersuchende soziale ‚Feld‘, möglichst intensiv zu involvieren und – bis hinein in sprachliche und habituelle Gewohnheiten – zu versuchen, den dort (mehr oder weniger) kompetent agierenden Menschen möglichst ähnlich zu werden. Eine solche ‚methodische Assimilation‘ gelingt natürlich – aus vielerlei Gründen – nicht immer, und sie gelingt schon gar nicht immer gleich *gut*. In dem Maße aber, *wie* sie gelingt, generiert der Forscher eine Art und Qualität von Daten, wie sie mit anderen Forschungsmethoden nur schwerlich (genau genommen: gar nicht) zu erlangen sind: Daten darüber, *was hier* für den ‚engagierten‘ Teilnehmer wichtig, problematisch, angenehm, interessant, langweilig usw. ist, Daten darüber also, wie und was der ‚engagierte‘ Teilhaber in *seinen* kleinen sozialen Lebens-Welten *tatsächlich erlebt*.

Obwohl bzw. gerade weil Teilnahme bzw. Teilhabe per se vorwissenschaftlich bzw. sozusagen alltagspraktisch trivial ist, kann sie also nicht (vollständig) durch (andere) Methoden der Datenerhebung kompensiert bzw. substituiert werden. Zu beachten ist allerdings, dass ‚in existentieller Involviertheit‘ gewonnene *Erlebensdaten* prinzipiell nur teilweise und auch dann eher unzulänglich fixierbar sind. Ihre Analyse erfordert deshalb, will man psychologisierende ‚Betroffenheitslyrik‘ vermeiden, den Rekurs auf Techniken phänomenologischer Reflexion und Deskription. Dies wiederum impliziert *zwingend* eine sinnweltliche Zweiteilung des Forschungsprozesses: Einerseits verlangt das ‚Programm‘ lebensweltanalytischer Ethnografie vom Forscher, sich sozusagen dem Feld ‚hinzugeben‘ (vgl. Wolff 1976), sich also rückhaltlos auf das Feld einzulassen (vgl. auch Douglas/Johnson 1977; Kotarba/Fontana 1984), andererseits aber erfordert es (wie jede wissenschaftliche → Ethnografie), sich mit den einmal gewonnenen (in diesem Fall aber nur schwerlich und in Teilen fixierbaren) Daten pragmatisch distanzierend, rein kognitiv interes-